

# GALTIG, GELBKÖRPER UND TODESVÖGEL

**Gab es das schon einmal? Drei Filmemacher aus dem Rheintal, aus St.Gallen und dem Toggenburg machen den Kinoherbst zu einer rein ostschweizerischen Angelegenheit. Ihre Filme handeln vom prallen Leben, vom mühsamen Sterben und vom korrekten Schichten eines Miststocks.** VON DAVID WEGMÜLLER

«Filmemachen, das ist schwer – ist man Ossi, umso mehr.» Dies galt jahrelang für die Ostschweizer Filmszene, die als solche gar nie existierte. Kümmerliche Förder- und Infrastrukturen sorgten dafür, dass junge Regietalente früh ins nahe Zürich zogen. Dort konnten sich einige etablieren; andere zogen weiter nach Berlin, nach Amerika und suchten dort ihr Glück. Wer blieb, schaute verklärt zum Säntis empor. Und wer weggezogen war, blickte manchmal reumütig zurück. Von einer Verzettlung der Ostschweizer Filmgemeinschaft kann man noch heute sprechen. Es scheint aber, als hätten sich die Exponenten damit abgefunden, ihre regionale Identität im grösseren Kontext zu begreifen. Die Ostschweizer Heimat ist zwar noch Kulisse (Tobias Brunschwilers «Chatzelochsenn»), aber nicht mehr – wie zum Beispiel in Peter Liechtis früheren Werken – das eigentliche Thema des Films. Dies mag eine zufällige Momentaufnahme sein – vielleicht aber auch eine endlich gelöste Verkrampfung. Jedenfalls ist es erfreulich, dass die einstmal so spärliche Produktivität der hiesigen Filmemacher einer cineastischen Fruchtbarkeit gewichen ist. Gleich mehrere Filme von Ostschweizer Regisseuren kommen diesen Herbst ins Kino. Sie werden uns beglücken und bedrücken.

Peter Liechti: «The Sound of Insects – Record of a Mummy».



Bild: Look now!

**1. Vom richtigen Moment, geboren zu werden**  
Das beglückende Moment dürfte Pippilotti Rists Erwachsenenmärchen «Pepperminta» werden – wenn man sich richtig darauf einstellt. Die gleichnamige Titelheldin, eben Pepperminta (Ewelina Guzik), ist «vom Typ her wahrscheinlich eine Karotte», wie sie selbst von sich sagt. Sie sei «nicht zu süss, nicht zu sauer, nicht zu scharf und auch nicht zu salzig». Ein ziemlich biederer Charakter also? Nein! Pepperminta ist das Gegenteil, und das versucht sie uns gleich von Anfang an – und dann den ganzen Film hindurch – zu beweisen. Schon als Kind war Pepperminta von ihrer überbordenden Fantasie geleitet. Ein klassischer ADHS-Fall, aus schulmedizinischer Sicht. Pepperminta aber entkommt dem Ritalin, weil sie, dem Motto ihrer Grossmutter folgend, «immer das macht, was sie sich nicht traut.» So zum Beispiel in der Badi: Unauffällig rollt sie sich in fremde Frotteetücher ein und flüchtet auf den Sprungturm. Dem Bademeister bleibt nur noch das Bellen vom Bassinrand, als sich Pepperminta genussvoll mit allen Tüchern ins Wasser stürzt.

Schliesslich wird Pepperminta (biologisch) erwachsen, das heisst sie beginnt, zu menstruieren. Dies hat – weil es seit Generationen so gehandhabt wird – in einen mystischen Kelch hinein zu gesche-

hen. Dass das Menstruationsblut, dieser «Fruchtbarkeitssaft» (Rist im «Magazin»), im Verlauf der Handlung noch weitere unappetitliche Auf- beziehungsweise Austritte haben würde, schwant dem Zuschauer bereits. Doch zunächst wird er mit Pepperminta, dem pummeligen Hypochonder Werwen (Sven Pippig) und der Tulpengärtnerin Edna (Sabine Timoteo) auf einen rasant-farbigen Weltverbesserungstrip geschickt. «Es ist immer der richtige Moment, geboren zu werden», predigt Pepperminta der verkrusteten Gesellschaft. Und: «Ändern kann man immer alles.» Und sie ruft aus: «Zweierbeziehungen sind was für Angsthassen!» Und schliesslich: «Ich fickte den Himmel!» – Willkommen im Post-Feminismus der Peppilotti Langstrumpf Poulain!

Keine Frage: sinnlich ist «Pepperminta» ein Erlebnis. Einzelne Effekte – zum Beispiel die verzerrten Stimmen aller Ordnungshüter, die Kamera und die Ausstattung sind voller lustiger Ideen – allein Peppermintas Rückzugsruf mit der interaktiven Badewanne, hunderten Fläschchen und dem riesigen Kleiderhaufen ist das reinste Neverland für nicht erwachsen werden wollende Mädchen. So stark der Film visuell beeindruckt, so dünn nimmt sich dagegen die Handlung aus. Die vom Pepperminta-Clan betriebene Men-



Pippilotti Rist: «Pepperminta».

Bild: Frenetic



Tobias Brunschwiler: «De Chatzelochsenn».

Bild: Tobiart

schenerverbesserung mittels Farbplättchen-Hypnose wird schnell redundant. Auch zahlreiche Gags sind bei weitem nicht so originell, wie sie sein wollen. So wünschte man sich denn mehr poetische Momente – wie etwa dort, wo Pepperminta im Tram einer wildfremden Passagierin von hinten einen Zopf flicht.

## 2. Vom Leben auf der Alp

Szenenwechsel. Chatzelochalp im Toggenburg. Ein Spargeltarzan mit Playoffbart sitzt in einer Alphütte vor einer Kerze und einem Milchchacheli und gesteht: «Isch scho öppis ganz anders, ich als Sozialpädagoge do, en Summer lang z'Alp go.» Es ist Tobias Brunschwiler, Familienvater, Filmemacher und ab sofort: der Chatzelochsenn. Vor einigen Jahren hatte er einmal auf einer Ziegenalp im Tessin einen Monat lang beim Heuen geholfen. Kurz darauf hatte er seine spätere Frau kennengelernt – dank des braun gebrannten Oberkörpers. Unterdessen ist der Chatzelochsenn wieder zum schwächlichen Unterländer mutiert. Sein Bizeps ist auf bedrohliche 27 Zentimeter Umfang abgeschlafft. Höchste Zeit also, mal wieder etwas «Richtiges» zu arbeiten.

So beginnt das Abenteuer des Chatzelochsenns – eine Art Selbstversuch, den Brunschwiler mit seiner Kamera begleitet. Zunächst geht es ans Aufräumen. Sechs Jahre ist es her, dass die Hütte, die zur Alp Niederstock gehört, letztmals bewirtschaftet wurde. Dann ist die Katze des früheren Senns mitsamt ihres Meisters, Köbi Tischhauser, in Äpler-Pension gegangen. Nun zieht für einen Sommer der neue Chatzelochsenn ein, mit Sauen und Hühnern und Galtig. Und mit einem Büsi. Seine benachbarten Alpenmenschen sind ihm wohlgesinnt, auch wenn der Neue mit seinem Kleintierzoo im Vergleich zu ihnen ein Warmduscher-Programm zu absolvieren hat. Galtig – der Chatzelochsenn hat seine liebe Mühe mit diesem Ausdruck und sagt ständig: Kühe – müssen schliesslich nicht gemolken werden. Doch je länger er auf der Alp ist, desto mehr ist er auch gefragt. Mal stürzt ein Galtig über einen Fels zu Tode und muss per Helikopter abtransportiert werden. Und schliesslich wird – zusammen mit dem Käsermeister Albert Künzle – ein frischer Alpkäse geboren: «Wine Chindli, wo mer windle wechle tuet.»

Brunschwilers «Chatzelochsenn» ist ein ruhiges, persönliches und unspektakuläres Filmdokument – ganz ähnlich, wie es ein gewöhnlicher Alpsommer wohl auch sein mag. Einen beträchtlichen Teil des Dokfilms machen die kurzen Interviews der Meister, Helfer und Knechte aus, die Brunschwiler im Umkreis

des Chatzelochs besucht hat. So erfahren wir aus erster Hand, was denn genau einen guten Alpkäse auszeichnet, was die Schattenseiten des Äplerseins sind und was einen schönen Miststock ausmacht («Das isch no Asichtsach»). Auch der Chatzelochsenn selber reflektiert sein eigenes Sennentum und zieht am Ende, wieder rasiert und bei einem Glas Wein, Bilanz. Und natürlich muss er am Schluss nachmessen, oben am Armbeuger, bevor es mit dem Einacher wieder ins Tal geht.

## 3. Vom Sterben

Von einem Rückzug zur Natur handelt auch Peter Liechtis «The Sound of Insects – Record of a Mummy» – allerdings von einem drastischen und definitiven. Der Rahmen der Handlung ist schnell erzählt: Im tiefsten Winter findet ein Jäger in einem abgelegenen Waldstrich die Leiche eines etwa vierzigjährigen Mannes. Gemäss Polizeibericht war der Unbekannte schon seit ungefähr hundert Tagen tot – doch sein Leichnam war «irgendwie der Verwesung entgangen». Glaubt man den detaillierten Tagebuch-Notizen, die der Tote bei sich trug, hatte der Mann im vorhergegangenen Sommer Selbstmord durch Verhungern begangen. Peter Liechti («Signers Koffer», «Hans im Glück») zeichnet den dramatischen Monolog des namenlosen Selbstmörders protokollartig nach. Es ist, wie der St.Galler Regisseur festhält, die «filmische Inszenierung eines literarischen Textes». Als Vorlage diente die Novelle «miira ni narumade» von Shimada Masahiko.

Der erste Eintrag der Aufzeichnungen datiert vom 7. August. Er beschreibt den Abschied von der Zivilisation, die finale Mahlzeit an einem Imbissstand, das Einkaufen letzter Utensilien: Radiobatterien, Bücher, Rasierzeug. Dann begibt sich der Sterbenswillige ins verlassene Hochmoor und kriecht dort unter sein «Plastiktreibhaus» – eine selbst gebaute Hütte aus Ästen und Blachen und Stroh. «Diese Welt hat keinen besonderen Reiz für mich», notiert er in sein Tagebuch, «und da diese Welt nicht für mich geschaffen ist, habe ich beschlossen, in die andere Welt hinüberzusiedeln.» Wo und wie diese «andere» Welt sein könnte, davon hat der Hungernde keine Vorstellung. Gläubig ist er nicht. Und jetzt, nach den ersten zwei Wochen, ist er auch noch zu frisch, um darüber zu halluzinieren. Er weiss nur, dass es doch schön wäre, beim Eintritt ins Totenreich von einer Frau mit der Stimme der Radiosprecherin empfangen zu werden.

«Selbstmord durch Verhungern ist eine höchst persönliche Todesart. Wahrlich ein sinnloser Tod»,

schreibt der Namenlose. Aber einmal, wenn auch endgültig, der Bedeutungslosigkeit seines Lebens «etwas Eigenes entgegenzuhalten», das kann dieser Tod wert sein. Und dieses «Eigene», eben sein Sterben, will er bis zum Ende bewusst wahrnehmen: «Ich habe den Selbstmord durch Verhungern gewählt, um mich beim Sterben beobachten zu können.» – 35 Tage ist er schon im Wald, als er diesen Satz ins Notizheft kritzelt. Ein Weg zurück ist jetzt ausgeschlossen: «Vom Leben sind nur noch einige Prozent übrig.» Irgendwann gehen dem Radio die Batterien aus. Seine Seele aber braucht ungeheure Energien, um seinen Körper verlassen zu können. Er überholt die Heiligen Jesus, Buddha und Moses, die alle vierzig Tage lang gefastet hatten. Er begegnet einer jungen Frau und einem Fährmann. Er friert und sieht den Winter kommen. Doch immer wieder, immer wieder erwacht er von Neuem.

62 Tage im Wald und 88 Minuten im Kino dauert Liechtis Essay über den Abschied eines Lebenden. Eine psychische Tortur, würde man meinen, eine Reise in menschliche Abgründe, die man vielleicht gar nie kennenlernen möchte. Das Gegenteil ist der Fall – erstaunlicherweise. «The Sound of Insects» ist ein düsterer Film, er handelt schliesslich vom Sterben. Gleichzeitig ist es aber ein luzides, philosophisches Werk und eine geradezu physische Kinoerfahrung. Der Film lebt von einer atemberaubenden, fast schon transzendenten Stimmung. Liechti mischt graue Bilder aus der Zivilisation – Häuserfassaden, Menschen im Tram oder Tauben auf einem schmutzigen Parkplatz – mit teils idyllischen, teils bedrohlichen Naturaufnahmen: rauschenden Baumkronen, Blättern im Wind, Tannzapfen, einem Tümpel, Vogelschwärmen, einer Spinne, einem Specht. Immer wieder richtet sich der Blick der Kamera über die gleiche Waldlichtung und von unten an eine Plastikplane, auf der sich aus Tannennadeln Ornamente bilden. Es ist der gefühlte Ausblick von der Hütte, die der Sterbende bewohnt haben könnte. Dass der Tod des unbekanntesten Helden unausweichlich ist, verharmlöst Liechti nicht: ein leeres Boot treibt im Wasser, drei Raben zerren an den Resten eines Sandwichs, und der Sensemann persönlich tritt auf. Bedenkt man, dass Liechtis Kameramann Matthias Kälin bei den Dreharbeiten zum Film im Sterben lag, nehmen sich diese Bilder wie reale Visionen von der zitierten anderen Welt aus. Auch ohne das Wissen um diese tragischen Umstände war man im Kino aber kaum je näher beim Jenseits. Und selten zuvor wollte man nach einem Film so zügig wieder im Dunkeln verschwinden.